

Leseprobe aus:

Ronald Wright

Eine kurze Geschichte des Fortschritts



Mehr Informationen zum Buch finden Sie [hier](#).

I. Gauguins Fragen

Der französische Maler und Schriftsteller Paul Gauguin – in den meisten Darstellungen ein verrückter, bösartiger und gefährlicher Zeitgenosse – litt unter einem akuten kosmologischen Schwindel, den die Werke Darwins und weiterer viktorianischer Naturforscher in ihm ausgelöst hatten.

In den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts flüchtete Gauguin aus Paris. Er ließ seine Familie im Stich, aber auch eine Karriere als Börsenmakler und Spekulant, um in tropischen Gefilden eingeborene Mädchen zu malen (und mit ihnen ins Bett zu gehen). Wie viele problembeladene Seelen konnte er sich selbst nicht so leicht entkommen, so sehr er sich auch mit Hilfe von Alkohol und Opium darum bemühte. Im Zentrum seiner Unrast stand das Verlangen, den «Wilden» zu finden, wie er es nannte – den primitiven, den ursprünglichen Mann (und sein weibliches Pendant), das Menschsein im Rohzustand, die flüchtige Essenz unserer Art. Diese Suche führte ihn schließlich nach Tahiti und auf andere Südseeinseln, wo unter dem Firnis von Kreuz und Trikolore noch Spuren einer Welt vor dem ersten Kontakt mit Europäern – in seinen Augen Spuren einer unbefleckten Welt – zu finden waren.

Im Jahr 1897 ging ein Postdampfer in Tahiti vor Anker, der ihm eine schlimme Nachricht brachte. Gauguins Lieblingskind, Aline, war plötzlich an einer Lungenentzündung gestorben. Nach Monaten der Krankheit, Geldnot und Verzweiflung bis zu Selbstmordgedanken schuf der Künstler aus seiner Trauer ein großes Gemälde¹, dem Konzept nach eher ein Wandbild als eine Leinwand, in dem er – wie das ganze viktorianische Zeitalter – neue

Antworten auf das Rätsel unserer Existenz forderte. Mit kräftigen Strichen schrieb er den Titel auf das Bild: drei kindliche Fragen, einfach, aber dennoch tiefgründig: *D'Où Venons Nous? Que Sommes Nous? Oú allons Nous?* Woher kommen wir? Was sind wir? Wohin gehen wir?

Das Werk ist ein breitformatiges Panorama rätselhafter Figuren inmitten einer Szenerie, bei der es sich um die Haine eines heidnischen Tahitis oder einen wildwüchsigen Garten Eden handeln könnte: Gläubige oder Götter, Katzen, Vögel, eine ruhende Ziege, ein großes Götzenbild mit ernstem Gesichtsausdruck und erhobenen Händen, die ins Jenseits zu weisen scheinen, eine Zentralfigur, die Früchte pflückt; eine Eva, die Mutter der Menschheit, keine üppige Unschuldige wie andere Frauen in Gauguins Gemälden, sondern eine verblühte alte Vettel mit durchdringendem Blick, inspiriert von einer peruanischen Mumie. Eine andere Figur dreht sich erstaunt zu einem jungen Menschenpaar um, das, so schreibt der Künstler, «es wagt, über sein Schicksal nachzudenken».²

Gauguins dritte Frage – Wohin gehen wir? – ist es, mit der ich mich in diesem Buch beschäftigen möchte. Sie mag unbeantwortbar scheinen. Wer kann schon vorhersagen, welchen Lauf das menschliche Geschick in Zukunft nehmen wird? Ich glaube jedoch, wir *können* diese Frage beantworten, zumindest in groben Zügen, wenn es uns gelingt, zunächst die beiden anderen Fragen zu beantworten. Wenn wir klar erkennen, was wir sind und was wir getan haben, können wir menschliche Verhaltensweisen ausmachen, die sich durch viele Zeiten und Kulturen ziehen. Diese Erkenntnis kann uns sagen, was wir *wahrscheinlich* tun werden, wohin wir von hier wahrscheinlich gehen werden.

Unsere Zivilisation, die das meiste ihrer Vorläufer in sich birgt, ist ein großes Schiff, das mit Volldampf in die Zukunft steuert. Es bewegt sich schneller, weiter und ist stärker beladen als je zuvor. Wir können vielleicht nicht jedes Riff und jedes

Risiko voraussehen, aber wenn wir seine Kompasspeilung und seine Geschwindigkeit berechnen und seine Konstruktionspläne, seine Sicherheitsprobleme und die Fähigkeiten seiner Crew berücksichtigen, können wir, so denke ich, einen klugen Kurs zwischen den Untiefen und Klippen steuern, die sich vor uns abzeichnen.

Und ich glaube, wir *müssen* dies unverzüglich tun, denn auf unserem Weg haben wir bereits allzu viele Wracks zurückgelassen. Das Schiff, auf dem wir uns nun befinden, ist nicht nur das größte, das es jemals gab, es ist auch das einzige, das noch übrig ist. Die Zukunft all dessen, was wir erreichten, seit wir Intelligenz entwickelt haben, hängt von der Weisheit unserer Handlungen in den nächsten paar Jahren ab. Wie alle Geschöpfe haben Menschen ihren Weg in der Welt bisher durch Versuch und Irrtum gefunden; im Gegensatz zu allen anderen Geschöpfen ist unsere Präsenz jedoch so gewaltig, dass Irrtum ein Luxus ist, den wir uns nicht länger leisten können. Die Welt ist zu klein geworden, als dass sie uns einen großen Fehler noch verzeihen würde.

Ungeachtet gewisser Ereignisse im 20. Jahrhundert glauben die meisten Menschen in der westlichen Kulturtradition noch immer an das viktorianische Fortschrittsideal, ein Glaube, den der Historiker Sidney Pollard 1968 kurz und bündig definierte als «die Annahme, dass in der Geschichte der Menschheit ein Muster der Veränderung existiert, ... dass es aus irreversiblen Veränderungen in nur einer Richtung besteht, und zwar in Richtung auf Verbesserung».⁵ Allein schon das Auftauchen von Geschöpfen auf Erden, die einen solchen Gedanken fassen können, spricht dafür, dass Fortschritt ein Naturgesetz ist: Der Säuger ist schneller als das Reptil, der Affe schlauer als der Ochse, und der Mensch ist der Gescheiteste von allen. Unsere technologische Kultur misst den menschlichen Fortschritt an der Technologie: Die Keule ist besser als die Faust, der Pfeil besser als die Keule, die Gewehr-

kugel besser als der Pfeil. Wir sind aus empirischen Gründen zu dieser Überzeugung gekommen: weil sie sich bewährt hat.

Pollard merkt an, dass die Vorstellung vom materiellen Fortschritt recht jungen Datums ist, «maßgeblich erst in den letzten ca. 300 Jahren»⁴, und eng verknüpft mit dem Aufstieg von Naturwissenschaften und Industrie, der zugleich den Niedergang traditioneller Überzeugungen bewirkte.⁵ Wir wenden nicht mehr viel von unserem Denken an moralischen Fortschritt – ein wesentliches Anliegen früherer Zeiten –, abgesehen von der Annahme, er werde mit dem materiellen Fortschritt schon Hand in Hand gehen. Zivilisierte Menschen, so denken wir gern, riechen nicht nur besser, sondern benehmen sich auch viel besser als Barbaren oder Wilde. Diese Ansicht kann vor dem Urteil der Geschichte schwerlich bestehen, und ich werde im nächsten Kapitel, wenn es um den Begriff «Zivilisation» geht, darauf zurückkommen.

Unser so praktischer Glaube an den Fortschritt hat sich zu einer Ideologie verfestigt – einer säkularen Religion, die für die Fehler in ihren Begründungen ebenso blind ist wie die traditionellen Religionen, welche vom Fortschritt herausgefordert worden sind. Fortschritt ist daher im anthropologischen Sinne zu einem «Mythos» geworden. Damit meine ich nicht einen Glauben, der auf schwachen Füßen steht oder unwahr ist. Erfolgreiche Mythen sind mächtig und beruhen häufig zum Teil auf Wahrheit. Wie ich an anderer Stelle geschrieben habe: «Ein Mythos ist eine Gestaltung der Vergangenheit, sei sie real oder eingebildet, und zwar in Mustern, die die tiefsten Werte und Sehnsüchte einer Kultur unterstreichen ... Mythen sind dermaßen mit Bedeutung befrachtet, dass wir durch sie leben und sterben. Sie sind die Landkarten, mit deren Hilfe Kulturen durch den Strom der Zeit navigieren.»⁶

Der Fortschrittsmythos hat uns bisweilen gut gedient – denen von uns jedenfalls, die an den besten Tischen sitzen – und wird dies unter Umständen auch weiterhin tun. Ich werde jedoch in

diesem Buch argumentieren, dass er auch zu einer Gefahr geworden ist. Fortschritt hat eine innere Logik, die jenseits aller Vernunft in die Katastrophe führen kann. Eine verlockende Piste zum Erfolg kann auch in eine Falle führen.

Nehmen wir nur einmal Waffen: Seit die Chinesen das Schießpulver erfunden haben, hat das Knallen große Fortschritte gemacht: vom Feuerwerkskörper bis zur Kanone, vom Sprenggefäß bis zur Granate. Und gerade als Brandbomben ein gewisses Stadium der Perfektion erreicht hatten, stieß der Fortschritt auf den unendlich viel größeren Knall im Atom. Wenn aber der Knall, den wir erzeugen können, unsere Welt in die Luft jagen kann, dann haben wir wohl eher zu viel Fortschritt gemacht.

In den vierziger Jahren des 20. Jahrhunderts erkannten dies mehrere der Wissenschaftler, die an der Entwicklung der Atom-bombe beteiligt waren, und forderten Politiker und andere auf, die neue Waffe zu zerstören. «Die entfesselte Macht des Atoms hat alles verändert, nur nicht unsere Denkweise», schrieb Albert Einstein, «und deshalb bewegen wir uns auf eine Katastrophe ohnegleichen zu.» Und ein paar Jahre später warnte Präsident John F. Kennedy: «Die Menschheit muss dem Krieg ein Ende setzen, sonst setzt der Krieg der Menschheit ein Ende.»

In den fünfziger Jahren, als ich ein kleiner Junge war, hatte zu viel Fortschritt in der Waffentechnik – in Hiroshima, Nagasaki und auf den verdampften Inseln im Pazifik – bereits seinen Schatten auf die Welt geworfen. Er verdunkelt unser Leben nun seit fast 60 Jahren, und es ist so viel zu dem Thema gesagt worden, dass ich dem nichts hinzufügen muss.⁷ Was ich sagen will: Die Waffentechnologie war nur das erste Gebiet menschlichen Fortschritts, das in eine Sackgasse geraten ist, weil dieser Fortschritt droht, den Planeten zu vernichten, auf dem er entwickelt wurde.

Damals wurde diese Fortschrittsfalle als Anomalie angesehen. Auf allen anderen Gebieten, einschließlich dem Einsatz der Kern-

kraft und von Pflanzenschutzmitteln, blieb der allgemeine Glaube an den Fortschritt weitgehend ungebrochen. Werbeplakate der fünfziger Jahre zeigten eine lächelnde «Mrs. 1970», die nun, da sie die richtige Staubsaugermarke gekauft hatte, die Zukunft im Voraus genießt. Die Automodelle sahen jedes Jahr anders aus als im vorangegangenen Jahr (besonders dann, wenn sie es technisch gar nicht waren). «Größer! Breiter! Länger!», trällerten die Girls in einem Werbespot, denn heute wie damals legten es Autohändler darauf an, größer als besser zu verkaufen. Und die Felder der Landwirte wurden mit großzügigen DDT-Sprühungen von jeglichem Ungeziefer befreit; das galt besonders für diejenigen Regionen, die als Dritte Welt bekannt wurden – jenem sich langsam auflösenden Gewebe nichtwestlicher Kulturen, das als Relikt der «Rückständigkeit» galt und von den Supermächten hin- und hergezerrt wurde. In ihrer kapitalistischen wie ihrer kommunistischen Version lautete das große Versprechen der Moderne: Fortschritt – grenzenlos und ohne Ende.

Der Zusammenbruch der Sowjetunion ließ viele zu dem Schluss kommen, es gebe letztlich doch nur einen Weg, der zum Fortschritt führt. Im Jahr 1992 erklärte Francis Fukuyama, ein ehemaliger Beamter des amerikanischen Außenministeriums, Kapitalismus und Demokratie seien das «Ende» der Geschichte – nicht nur ihre Bestimmung, sondern ihr Ziel.⁸ Zweifler wiesen darauf hin, dass Kapitalismus und Demokratie nicht unbedingt Bettgenossen sein müssen und erinnerten an Nazideutschland, an das moderne China und das weltweite Netzwerk ausbeuterischer Sweatshop-Tyrannen. Fukuyamas naiver Triumphalismus bestärkte jedoch – hauptsächlich auf Seiten der politischen Rechten – den Glauben, dass diejenigen, die nicht den richtigen Weg nach vorn gewählt haben, zu ihrem eigenen Besten dazu gezwungen werden sollten – notfalls mit Gewalt. In dieser Hinsicht und in ihrem Eigeninteresse, das sie verschleiert, ähnelt die gegenwärtige Fortschrittsideologie den Missionierungsprojekten vergange-

ner Imperien, sei es das islamische Reich im 7. Jahrhundert, das spanische Königreich im 17. Jahrhundert oder das britische Empire im 19. Jahrhundert.

Seit Ende des Kalten Krieges haben wir den nuklearen Geist in Schach gehalten, aber wir haben noch nicht damit begonnen, ihn zurück in seine Flasche zu drängen. Und schon sind wir eifrig damit beschäftigt, andere mächtige Kräfte zu entfesseln – Kybernetik, Biotechnologie, Nanotechnologie –, die, so hoffen wir, gute Werkzeuge sein werden, deren Konsequenzen wir jedoch nicht absehen können.

Die womöglich unmittelbarste Bedrohung ist jedoch völlig ohne Glamouröses: unser eigener Abfall. Wie die meisten Probleme mit der Technik ist auch Umweltverschmutzung eine Frage der Größenordnung. Vielleicht wäre die Biosphäre in der Lage, unsere schmutzigen alten Freunde Kohle und Erdöl zu verkraften, wenn wir sie allmählich verbrennen würden. Aber wie lange kann sie einem Konsumrausch widerstehen, der so fieberhaft ist, dass die dunkle Seite dieses Planeten nachts vom Weltall aus gesehen wie ein Stück Kohle glüht?

Alexander Pope hat recht versnobt gemeint, ein bisschen Wissen sei eine gefährliche Sache; Thomas Huxley fragte später: «Wo ist der Mann, der so viel hat, dass er außer Gefahr ist?»⁹ Technologie ist suchterzeugend. Materieller Fortschritt schafft Probleme, die nur durch weiteren Fortschritt lösbar sind – zumindest scheint es so. Wieder liegt der Teufel in der Größenordnung: Ein lauter Knall kann von Nutzen sein, ein noch lauterer Knall das Ende der Welt bedeuten.

Bisher habe ich von solchen Problemen gesprochen, als seien sie ausschließlich neuzeitlicher Natur, erwachsen aus industriellen Technologien. Aber während Fortschritt, der mächtig genug ist, die Welt zu zerstören, in der Tat ein Produkt der Neuzeit ist, plagt uns der Teufel der Größenordnung, der Nützliches in

Schädliches verwandelt, schon seit der Steinzeit. Dieser Teufel lebt in uns und kommt immer dann hervor, wenn wir eine natürliche Grenze überschreiten, die empfindliche Balance zwischen Cleverness und Rücksichtslosigkeit, zwischen Bedarf und Gier stören.

Als paläolithische Jäger lernten, zwei Mammuts statt eines einzigen zu töten, hatten sie einen Fortschritt erzielt. Diejenigen, die lernten, 200 zu töten – indem sie eine ganze Herde über die Klippen trieben –, taten zu viel des Guten. Sie lebten eine Weile lang in Saus und Braus und mussten dann Hunger leiden.

Viele der großartigen Ruinen in den Wüsten und Dschungeln der Erde sind Monumente der Fortschrittsfallen, Mahnmale von Zivilisationen, die Opfer ihres eigenen Erfolges wurden. Im Schicksal solcher einstmals mächtiger, komplexer und brillanter Gesellschaften liegt die aufschlussreichste Lehre für unsere eigene Gesellschaft. Ihre Ruinen sind wie Schiffwracks, die die Untiefen des Fortschritts markieren. Oder – um eine modernere Analogie zu benutzen – sie sind wie abgestürzte Flugzeuge, deren Black Box uns sagen kann, was falsch gelaufen ist. In diesem Buch möchte ich einige dieser Datenschreiber lesen – in der Hoffnung, dass wir vermeiden können, Fehler der Vergangenheit beim Flugplan, bei der Auswahl der Besatzung und bei der Konstruktion des Gefährts zu wiederholen. Natürlich unterscheidet sich unsere Zivilisation in ihren Eigenschaften von früheren Zivilisationen. Doch vielleicht sind die Unterschiede nicht so groß, wie wir gerne glauben möchten. Alle Kulturen, vergangene wie gegenwärtige, sind dynamisch. Selbst in den langsamsten fanden auf lange Sicht Entwicklung und Fortschritt statt. Auch wenn sich die Fakten in jedem Einzelfall unterscheiden, die Muster sind sich durch alle Zeiten erschreckend – und gleichzeitig ermutigend – ähnlich. Erschrecken sollte uns die Vorhersehbarkeit unserer Fehler, ermutigen aber, dass uns gerade diese Tatsache erlaubt zu verstehen, vor welchen Problemen wir heute stehen.

Wie Gauguin stellen wir uns die ferne Vergangenheit gern als unschuldig und unverdorben vor, eine Zeit der Leichtigkeit und simpler Fülle vor der Vertreibung aus dem Paradies. In den Titeln populärer Bücher über Anthropologie und Geschichte tauchen häufig Begriffe wie «Eden» und «Paradies» auf. Für einige Menschen war der Garten Eden das Zeitalter der Jäger und Sammler, die Welt vor Einführung des Ackerbaus, für andere war es die präkolumbianische Welt: Amerika vor der Ankunft des weißen Mannes, die lange Stille vor dem Lärm der Maschinen. Sicherlich hat es gute und schlechte Zeiten zum Leben gegeben. Die Wahrheit ist jedoch, dass sich die Menschen selbst aus dem Garten Eden vertrieben haben, und zwar wieder und wieder, indem sie ihr eigenes Nest verschmutzten. Wenn wir in einem irdischen Paradies leben wollen, liegt es an uns, es zu gestalten, es zu teilen und uns darum zu kümmern.

Nachdenkend über seine erste Frage – Woher kommen wir? – hätte Gauguin vielleicht mit G.K. Chesterton übereingestimmt, der dazu meinte: «Der Mensch ist eine Ausnahme, was immer sonst er sein mag. ... Wenn es nicht zutrifft, dass er ein gefallener Engel ist, dann können wir nur sagen, dass eines der Tiere völlig die Vernunft verloren hat.»¹⁰ Inzwischen wissen wir viel mehr über den fünf Millionen Jahre währenden Prozess, der dazu führte, dass ein Affe jedes Maß verlor; deshalb ist es für uns heute schwierig, die Schockwelle nachzuempfinden, die um die Welt ging, als die Implikationen der Evolutionstheorie erstmals deutlich wurden.

Um 1600 ließ Shakespeare den dänischen Prinzen Hamlet ausrufen: «Welch ein Meisterwerk ist der Mensch! Wie edel durch Vernunft! Wie unbegrenzt an Fähigkeiten! ... im Handeln wie ähnlich einem Engel! Im Begreifen wie ähnlich einem Gott!»¹¹ Das zeitgenössische Publikum teilte sicherlich Hamlets Mischung aus Verwunderung, Verachtung und Ironie angesichts

der menschlichen Natur. Aber nur sehr wenige, wenn überhaupt jemand, hätten wohl bezweifelt, dass der Mensch so geschaffen worden war, wie es die Bibel beschrieb: «Und Gott sprach: Lasset uns Menschen machen als unser Bild nach unserem Gleichnis!»

Sie waren bereit, über theologische Klippen wie Geschlecht, Rasse und Hautfarbe hinwegzusehen. War Gott schwarz oder weiß? Hatte er einen Nabel? Und wie stand es um seine übrige körperliche Ausstattung? Über solche Dinge durfte man nicht allzu genau nachdenken. Niemand vermutete unsere enge Verwandtschaft mit den Affen, die uns heute so offensichtlich erscheint; Affen wurden als Parodie des Menschen, nicht als seine Vettern oder mögliche Vorfahren angesehen (falls man sie überhaupt zu Gesicht bekam, was im Europa jener Tage nur selten der Fall war).

Wenn sie überhaupt darüber nachdachten, so glaubten die meisten Menschen um 1600, dass das, was wir heute als wissenschaftliche Methode bezeichnen, einfach das große Uhrwerk öffnen und erhellen würde, welches von der Vorsehung eingerichtet worden war, weil es Gott gefiel, Menschen, von Bewunderung erfüllt, am Werk seiner Hände teilhaben zu lassen. Galileis beunruhigende Gedanken über den Aufbau des Kosmos waren noch unbewiesen und fern, eine Bombe, die noch nicht hochgegangen war. Hamlet beschreibt noch immer ein präkopernikarisches Universum, ein «stolzes, über uns hangendes Firmament». Die unvermeidliche Kollision zwischen biblischem Glauben und empirischen Beweisen war noch kaum vorauszuahnen. Die meisten wirklich großen Überraschungen – das Alter der Erde, der Ursprung von Tier und Mensch, der Aufbau und die Größe des Kosmos – lagen noch in der Zukunft. Die meisten Menschen um 1600 ängstigten sich weitaus mehr vor Priestern und Hexen, als dass sie sich um das Treiben der Naturphilosophen gesorgt hätten, auch wenn die Grenzen zwischen allen drei Professionen fließend waren.